

schung“ aufrecht. Während der letzten beiden Jahrzehnte seien zwar die meisten der überkommenen Verallgemeinerungen der Geschichtsschreibung im Licht der historischen Erfahrungen von Frauen hinterfragt worden. Diese Arbeit sei aber keineswegs so weit fortgeschritten, „daß Rufe nach einer ‚umfassenden‘ Synthese oder gar das Aufgeben einer spezifischen Aufmerksamkeit für Themen der Frauenforschung zugunsten von Studien zum Geschlechterverhältnis als gerechtfertigt gelten können“ (S. 11). Die zweifellos notwendigen *gender studies* sollten – so die Warnung – nicht als Ersatz für Frauenforschung und Frauengeschichte verstanden werden. Alles in allem redet die Historikerin einer Vielfalt das Wort und formuliert als dazu mobilisierende Losung: „Wir treten dem Patriarchat auf herausfordernde Weise, nicht jedoch als homogene Einheit entgegen“. – „Wir kommen in jedweder Gestalt.“

Ingrid Bauer, Salzburg

Peter Feldbauer, *Die islamische Welt 600–1250. Ein Frühfall von Unterentwicklung?* Wien: Promedia 1995.

In drei Hauptstoßrichtungen nähert sich der Autor dem kontroversiellen Thema, das da aus den Tiefen der Geschichte in die ideologische und politische Diskussion unserer Zeit heraufreicht – der Frage nämlich, ob es so etwas wie frühe Weichenstellungen in der Entwicklung von Kulturen gibt, die dazu berechtigten, in Ansehung einer nicht-europäischen – im vorliegenden Fall: der „orientalischen“ bzw. islamischen Kultur – von der gleichsam schicksalhaften Überlegenheit des eu-

ropäischen („abendländischen“) Weges zu sprechen. Daß solche Ideen heutzutage mehr denn je im Schwange sind, ist dem Zeitgenossen einer neuen – alten – Weltordnung nicht eigens in Erinnerung zu rufen, kann man ja allenthalben beobachten, wie längst verheilt geglaubte geographische (Bosnien, Tschetschenien) und weltanschauliche Narben (Iran, Afghanistan, Algerien...) wieder aufbrechen.

Gegen die vielleicht sogar verständlichen (wenn auch nicht verzeihlichen) Versuche, die Dichotomien der Gegenwart mit der Geschichte zu versöhnen (indem man sie historistisch verdoppelt) tritt nun Feldbauers Buch entschieden auf. Besonders gegen den in der Orientalistik (wie freilich in allen „ethnologischen“ Disziplinen, jenen legitimen und illegitimen Kindern der Kolonialwissenschaft und des Historismus) grassierenden Kurzschluß: daß schon alles damit getan sei, wenn die gegenwärtige Spaltung der Welt nur einigermaßen logisch als ihre eigene Ursache („so war es immer“) aufgefaßt werde – gegen solchen nicht zuletzt ja auch hermeneutischen Zirkel – stellt Feldbauer mit Hilfe dreier Untersuchungs-Schwerpunkte seine eigene Methode heraus, worin er seinen Gegenstand, die islamische Gesellschaft des Hochmittelalters, nun eben gerade nicht als das unwandelbar Andere der eigenen, „europäisch-abendländischen“ Geschichte behandelt, sondern als ein Subjekt *sui generis*.

Drei Hauptstoßrichtungen also. Die erste betrifft das Vorurteil einer „islamischen Dekadenz“; die zweite das Vorurteil einer „Geschichte der Araber“ (als wäre dies der einzige Kern und das ganze Wesen islamischer Kultur); die dritte, damit verbunden, die Abwehr des Vorur-

teils, islamische Gesellschaft sei gleichbedeutend mit einer, um es etwas salopp zu sagen, „Gesellschaft ohne Fundament“, einer Kultur ohne Dauer und Durchhaltevermögen.

In diese drei Richtungen zielt Feldbauers Untersuchung – und freilich in präzisiertem Anmessen dieser Hauptmotive ans Konkrete (ans historische Material), worin der Zeit und ihrer Schichtung, dem Raum und seiner Gliederung die gebührende Aufmerksamkeit zuteil wird. So aber gelingt etwas sehr Wichtiges – nämlich das Auf-Distanz-Halten zweier gleich verderblicher Romantizismen: Die historisch-eurozentrische „Überwertigkeits-Fantasia“ (in der Orientalistik: als These von der „islamischen Dekadenz“) wird genauso abgewiesen wie ihr nicht minder extremistisches Gegenteil, die „Gleichgültigkeits-These“ (wie wir sie hier nennen wollen) – so als wäre es der Wissenschaft von vornherein unmöglich, angesichts einer alles nivellierenden Wirtschaftsgeschichte (mit ihren Zyklen und Wiederholungen) davon abweichende historische Sonderwege glaubwürdig nachzuzeichnen.

Feldbauer wendet sich – mit Erfolg, wie ich meine – gegen „die düstere Krisen- und Abstiegsschilderung“, wie sie auch vom hervorragenden Islamhistoriker Bernhard Lewis geliefert wird (S. 17) –, aber nicht, um damit umstandslos – wie etwa Pierre Chaunu dies tut – die islamischen Staatsgebilde des Hoch- und Spätmittelalters „als Zentrum und Drehscheibe einer Weltökonomie“ gleichsam über jeden kulturellen Verdacht erhaben sein zu lassen, was, wie Feldbauer meint, nun denn doch „ziemlich salopp“ wäre (S. 19). Und wenn er gern an den Paradig-

menwechsel einer zunehmend „dezentraler“ werdenden Forschung erinnert und an Autoren wie Fernand Braudel, Samir Amin, André Gunder Frank bis hin zu Janet Abu-Lughod, und deren zumindest in Umrissen auszumachendes Verständnis für das historisch-ökonomische Bild eines „Weltsystems“ lobt, worin Europas Weg nur eine Möglichkeit unter mehreren ist, muß es ihm als Sozial- und Wirtschaftshistoriker gleichwohl ein Anliegen sein, die Beweise dafür in der konkreten Faktengeschichte (Sozial- und Wirtschaftsgeschichte) zu suchen, also in der Beschreibung präzise definierter Zeiten und Räume. So macht es „zweifelloser Sinn, den negativen Konsequenzen der iberisch-atlantischen Expansion für die islamischen Gesellschaften (...) nachzuspüren“ (S. 25) – eine Aufgabe, die von einem ausschließlich theoretischen Standpunkt her im übrigen auch gar nicht zu lösen wäre. Feldbauer selbst verspricht die einschlägigen Untersuchungen für einen Folgeband – der sich mit der Zeit nach 1250 befassen wird.

Drei Hauptstoßrichtungen, sagten wir. Erste und wichtigste These also: Der islamische Raum ist nicht „dekadent“. Im Gegenteil: „Die ‚Dekadenz‘ setzt da ein, wo der Forscher aufhört“ (Feldbauer) – will sagen, jene mannigfachen Bedingungen, die zum frühzeitigen Zurückbleiben des islamischen Raums hinter seinem Hauptkonkurrenten, dem „christlichen Abendland“ geführt haben sollen (im innermarxistischen Diskurs z.B. die labile Agrarbasis sowie das Fehlen „dynamischer“ Feudalstrukturen; bei einer mehr kulturhistorisch orientierten Forschung der „mohammedanische Fatalismus“ oder gar „Irrationalismus“ etc.

etc.) – alle diese wie historische Fakten vorgeführten Merkmale und Unterscheidungskriterien stellen sich, sobald die Forschung an eben diesen Kriterien ansetzt und dort weitermacht, wo die Verkünder besagter Kriterien stehengeblieben sind, als Aussagen heraus, die „in der Regel eher zur Bildung von Vorurteilen als zur Analyse und zum historischen Verständnis der Gesellschaften“ beitragen und somit „nicht weiter berücksichtigt“ werden sollten (S. 408). In minutiöser Untersuchung des Wirtschaftswachstums mitsamt seinen Stockungsphasen (S. 66 ff. und S. 409 ff.) sowie der verschiedenen Staats- und Gesellschaftsformen in ihrer konjunkturabhängigen Dynamik (S. 424 ff.), wobei der Stadtentwicklung besondere Beachtung geschenkt wird (S. 177 ff.), weist der Autor die beliebten Stagnationsmodelle einer etablierten Orientalistik in die Schranken; ja er ersetzt solche mit der räumlich-kulturellen Differenz operierenden Modelle durch das Prinzip der Gleichrangigkeit der Räume. Mit dem „Blick des Unbeteiligten“ (um es so zu sagen) macht er aus der Not des Seriellen (all die Völker und Dynastien in ihrem Auf- und Abstieg) die Tugend, inmitten der Fatalität von Strukturen analytisch deren feine Wandlungen nachzuweisen. So gelingt ihm gleichsam im Vorübergehen auch noch die längst fällige Entzauberung des zum Gewährsmann der Orientalistik hochstilisierten Ibn Khaldun (besonders penetrantes Beispiel: der Philosophiehistoriker Anouar Abdel-Malek, der ihn gleich zum Ahnherrn der modernen Soziologie macht); dessen Kreislauflehre (ein alter literarischer Topos übrigens) hat nicht wenig zur Verfesti-

gung des „Dekadenz-Syndroms“ beigetragen. (In Parenthese: Man sollte einmal das Experiment wagen, Ibn Khalduns großen politischen und intellektuellen Gegenspieler, den Granadiner Ibn al-Khatib, den Simonet einen „arabischen Sallust“ zu nennen pflegte, als Kronzeugen gegen besagten literarischen Topos aufzurufen – man wird einen wahrhaft „modernen“, nämlich einen analytisch-faktenbezogenen und quellenkritischen Geist erleben, und das im 14. Jahrhundert, als sich der Islam im allgemeinen und das Arabertum im besonderen in seiner tiefsten Dekadenz und Krise befunden haben sollen.)

Feldbauers Urteil über Ibn Khaldun, den geistigen Vater aller modernen Dekadenz-Theoretiker, trifft auch diese selbst. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Watson, berühmt durch seine Entdeckung der „Arabischen Landwirtschaftlichen Revolution“ (so auch der Titel einer seiner Arbeiten), greift schließlich doch wieder „ohne Not“ (Feldbauer) zur Dekadenz-These; oder Patricia Crone, die ihrer klugen Analyse des islamischen Rechtssystems den ideologischen Mantel „Abendland“ (wenn auch „nur“ zu Vergleichszwecken) umhängt, der dann, wie billig, nicht paßt. Denn natürlich macht es wenig Sinn, einen derart spezifischen Begriff wie „Civil Society“ – einen Begriff aus dem Umkreis der europäischen Aufklärung – ausgerechnet auf die mittelalterliche islamische Gesellschaft anwenden zu wollen.

Die zweite These: Islamgeschichte erschöpft sich nicht in der Geschichte der frühen arabischen Kalifate – und kann somit auch nicht mit deren Untergang enden (so, als ob alles Spätere dann

bloß deren Nachhall und Abgesang wäre). Damit hängt die prinzipiell gleichrangige Behandlung der Räume und Zeiten, das „neutrale“ und gleichmäßige Interesse, das Feldbauer ihnen widmet, zusammen. Wenig kann der Autor dem beliebten „ethnologischen“ Spielchen abgewinnen (auch nicht in dessen wohlbekanntesten religionskritischen Varianten) – ob und in welcher Weise „arabisches Wesen“ islamische Staats- und Herrschaftsformen beeinflußt haben mag. Mit anderen Worten: Das berühmte Dreieck „Orientalische Despotie versus Stammes-Egalität versus Stadtbürgertum“ – ein geistiges Bermudadreieck, worin schon so manche kluge Theorie auf Nimmerwiedersehen verschwand – ist nicht Feldbauers Problem; löst er es ja in gründlichen Einzeluntersuchungen epochenmäßig und geographisch auf, führt es in sozio-ökonomische Felder über, wobei die Frage der „korrekten“ Benennung solcherart beschriebener Felder hinter der faktenorientierten Dichte des Beschreibens selbst zweitrangig wird (S. 424 ff., besonders S. 430 f. und S. 432 ff.). Damit entgeht der Autor genau jener „islamistischen Falle“, die darin besteht, daß gleichsam trotz beträchtlicher Säkularisierungsanstrengung das religionsgeschichtliche Moment unter wissenschaftlichen Vorzeichen immer wiederkehrt – als der „Ursprungsmythos“ einer Bewegung, auf deren Entstehung man fixiert bleibt (die Gründung des Islam vulgo „Sendung des Arabertums“), anstatt daß man sie selbst – nämlich die Bewegung als weitergehende – zu beobachten verstünde.

Die dritte These schließlich führt ins Herz des Fragens nach dem Raum – nämlich in die Problematik der Landwirt-

schaft. Feldbauer konstatiert die zentrale Bedeutung der Agrikultur – auch und gerade für die islamische Geschichte – und unterläuft damit abermals eine scheinbar unüberwindliche Dichotomie: Hier eine „dynamische“, weil landwirtschafts-gesteuerte abendländische Feudalgesellschaft, dort das technisch-zivilisatorisch zwar hochstehende, aber, weil nur auf Handelsüberschüssen und Tributen beruhend, in letzter Instanz durch und durch „statische“ orientalische System (prototypisch für diese Betrachtungsweise ist Samir Amin). Dagegen Feldbauer: „Man sollte in diesem Zusammenhang nicht übersehen, daß die brillante städtische Zivilisation und die vielfältigen kommerziellen Aktivitäten der Araber die große Bedeutung, die Ackerbau und Viehzucht natürlich auch in dieser Gesellschaft spielten, allzuleicht vergessen lassen. (...) Besonders in Regionen mit starker arabischer Immigration formierte sich vielfach eine neue Landbesitzerklasse, die sich an der Agrarentwicklung durchaus interessiert zeigte“ (S. 55). Und so ist denn auch ein ganzes Unterkapitel der „Islamischen Agrarrevolution“ gewidmet (Kap. 4.1., S. 54 ff.).

Eine Frage freilich scheint auch Feldbauer nicht endgültig entscheiden zu können – die Rolle, die der sogenannten „iqta“, dem Militärlehen, für die weitere Entwicklung der unterschiedlichen islamischen Gesellschaften zukommt. Zurecht unterstellt der Autor einen „negativen Zusammenhang zwischen einem verallgemeinerten iqta-System und effizienter Landwirtschaft“ (S. 73) – übrigens eine wesentlich glaubwürdigere These als jene Samir Amins, daß man als das Hauptcharakteristikum des islamischen Wirt-

schaftsraumes die Unlust, Handelskapital in Grund und Boden zu (re-)investieren, anzusehen habe, und daß dann genau diese Haltung verantwortlich wäre für das Zurückbleiben hinter dem abendländischen System der Verträglichkeit von Ackerbau und Kapital.

Durch Feldbauers Selbstbeschränkung auf die Zentralgebiete des islamischen Raums – unter weitgehendem Ausschluß so wichtiger Gebiete wie Indien und besonders Spanien – erscheint nun aber die negative Dynamik des „iqta“-Systems fast schon wie eine unausweichliche Konsequenz aus der militärisch prekären Situation islamischer Reiche und als hätte sich die islamische Zivilisation hier gewissermaßen selbst ein Bein gestellt. Ein genauerer Blick etwa auf Spanien wäre zur Relativierung dieses Eindrucks hilfreich: wie u.a. Bennassar gezeigt hat, gab es in der westlichsten (und am meisten „abendländischen“) Provinz der islamischen Welt nämlich weder ein System nach Art der orientalischen „iqta“ noch – und das ist wahrscheinlich sogar wichtiger – irgendetwas, das man mit der europäischen Feudalrente vergleichen könnte. Offenbar handelte es sich dabei um ein Drittes, ein Agrar- und Wirtschaftssystem, das auf Freibauern- bzw. Pachtbauern- tum sowie auf „kapitalisiertem“ Großgrundbesitz (für die Erzeugung von Exportgütern) beruhte, in mancher Hinsicht also mehr dem Geist der mediterranen Stadtstaaten verpflichtet war als seiner eigenen kulturellen Herkunft. Hier ist der Autor freilich durch seinen Verweis auf einen zu erwartenden zweiten Band – für die Zeit nach 1250 – entschuldigt; in ganzer Klarheit und auch relativ gut dokumentiert zeichnet sich die „Modernität“

des spanisch-islamischen Sonderwegs ohnehin erst in der Spätzeit, im 14. und 15. Jahrhundert, ab.

Peter Feldbauer macht sich seine Aufgabe nicht leicht, die darin besteht, den ungeheuer reichen Gegenstand so zu präsentieren, daß er bei scharf und klar gezeichnetem Umriß dennoch nichts von seiner materialen Vielfalt verliert. Der Autor hat diese Aufgabe mit Bravour gemeistert. Ein beinahe noch größeres Verdienst ist aber die ruhige Konsequenz, mit der er liebgewordene, weil Einfachheit und Geradlinigkeit suggerierende Bilder und Vorstellungen aus dem Fundus einer sattsam bekannten Haltung (der Orient als das Andere) zu Bruche gehen läßt. Man braucht kein großer Prophet zu sein: Der frische Wind, den dieses Buch in die Islam- und Orientwissenschaften bringt, wird nicht überall sofort als angenehm empfunden werden. Aber notwendig, wie es nun einmal ist, wird dieses Buch seinen Weg gehen.

Gottfried Liedl, Wien

Anthony Giddens, Soziologie, hg. v. Christian Fleck u. H. G. Zilian, übersetzt v. Angela Kornberger, Maria Nievoll u. H. G. Zilian, Graz u. Wien: Nausner & Nausner 1995.

In *dieser* Zeitschrift ist es nicht nötig, noch einmal darauf hinzuweisen, welche besondere Bedeutung die Soziologie für die Geschichtswissenschaften hat. Die disziplinäre Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, daß Soziologie für Historiker/innen – wird diese nicht vor-schnell trivialisiert und beispielsweise auf eine allzu einseitige Max-Weber-